In Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Fansel.)

(2. Fortsetzung.)

„Ich kann mich mit Ihnen in keinen politischen Streit einlassen, Sie werden als der Stärkere immer recht behalten. Aber eines dürfen Sie dem wehrlosen Feind zugestehen — Schonung seiner Ehre und seines Lebens. Wenn es Leute in diesem Dorfe gibt, die einen Anschlag planen, so vermag dies doch der kranke Mann nicht zu verhindern. Lassen Sie ihn daher aus dem Spiel, und — brauchen Sie wirklich ein Pfand, so nehmen Sie mich!"

Die einfache, würdige Art, in der diese Versicherung gegeben wurde, entwaffnete Werner. Allerdings kitzelte es ihn nicht wenig, ihr Anerbieten anzunehmen und sich so das begehrenswerte Weib wenigstens für kurze Zeit zu sichern.

„Sie stellen mich auf eine schwere Probe, mein Fräulein. Ich könnte mir kein köstlicheres Pfand denken, als Ihre Person. Da es aber unter dem Zwang der Verhältnisse aus Opfermut gegeben wird, so hat es für mich keinen Wert. Denn Sie für die Missetaten anderer büßen zu lassen, dazu werde ich mich nie hinreißen lassen. Was Sie auch zu diesem Opfer veranlassen mag, ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen, die zu hüten, Sie jedenfalls Grund genug haben. Aber eines können Sie doch tun. Als Verwandte des Maire — denn das sind Sie doch, nicht wahr? — müssen Sie auch Einfluß im Dorfe haben. Ich will es daher ganz Ihnen überlassen, wie Sie den Dorfbewohnern es beibringen wollen, welches Schicksal ihrer harrt, wenn sie das geringste gegen uns unternehmen."

Mit ausgesuchter Höflichkeit geleitete er die Dame zur Tür und verabschiedete sich mit tiefer Verbeugung.

Sinnend schritt er im Zimmer auf und ab.

„Die Geschichte mit dem kranken Maire gefällt mir ganz und gar nicht; sie ist erfunden, das liegt auf der Hand. Aber zu welchem Zweck? Ist der angebliche Kranke wirklich der Maire oder wird eine Komödie aufgespielt, um einen verdächtigen Franzosen zu verbergen. Die Anwesenheit dieser stolzen Aristokratin — denn eine solche ist sie — deutet auf letztere Möglichkeit hin... Rudolf, Rudolf! Ich glaube, deine Galanterie hat dir da einen Streich gespielt!... Den Teufel auch, wer kann solch herrlichem Geschöpf widerstehen! Ich wette, es steckt kein Falsch in ihr, wenn sie auch einen kleinen Betrug nicht scheut. Jedenfalls will ich in aller Stille den Beobachter spielen und Sorge tragen, daß mir der kranke Maire nicht plötzlich mit gesunden Beinen davonläuft.

Die Witterung war plötzlich umgeschlagen. Ein warmer Regen rieselte nieder und verlöschte rasch die Spuren des Staubwinds. Der Wachtposten vor der Mairie verschmähte den sicheren Unterschlupf, er stapfte behaglich im Regen auf und ab, als bereite ihm das Wasserbad ein Vergnügen. Jedenfalls spülte es gründlich den dicken Staub von der Uniform.

Als pflichttreuer Führer kletterte Werner die halsbrecherische Treppe hinab, um die Mannschaft zu inspizieren. Er schärfte ihr die größte Aufmerksamkeit ein und befahl, keinen Menschen in die Mairie hinein- oder herauszulassen und Ordonnanzen und Patrouillen sofort an ihn zu verweisen.

„Ist Niels noch nicht zurück? fragte der Chef. Die Antwort gab der Gerufene selbst, der sich mit seinem Kameraden Kolter zur Stelle meldete.

„Ich sehe schon, der Vogel war ausgeflogen; nicht wahr?"

„Ja, Herr Oberleutnant!" meldete der Dragoner. „Der Bursche muß uns gewittert haben. Wir fanden das Nest leer, aber im Kamin brannte ein mächtiges Feuer. Und diesen Zwilling hat der Kerl in der Eile zurückgelassen."

Dabei nahm er ein Lefaucheuxgewehr neuester Konstruktion von der Schulter, nicht wenig stolz auf seine Beute.

„Zieht die Geschosse heraus und schlagt die Flinte in Stücke!" befahl der Chef und wandte sich nach seiner Wohnung.

Was machte er aber für Augen, als er sein Zimmer erleuchtet sah und einen appetitlichen Abendtisch vorfand — Eierkuchen, Schinken, Käse, dazu eine Flasche Rotwein. Das war ein geradezu üppiges Mahl, und mit sichtlichem Behagen machte er sich an die Speisen.

„Das erste Glas dir, holde Fee des Hauses. Spricht auch dein Mund nicht die Wahrheit, deine Gaben sind dennoch willkommen. Auf deine schönen Augen, du stolze Gallierin, die so zündende Funken streuen!" In durstigem Zug trank er das feurige Blut.

Doch was läßt ihn plötzlich das Glas absetzen? Ein spöttisches Lachen — er hört es deutlich — drang an sein Ohr, so deutlich und nahe, als ob es aus dem Zimmer käme.

Werner sprang auf und leuchtete in alle Ecken, konnte aber nirgend ein Versteck oder eine Oeffnung entdecken, aus der der Ton erklungen sein mochte. Viel Skrupel machte ihm der Spuk aber nicht. Er setzte das unterbrochene Mahl in aller Gemütsruhe fort und ruhte nicht, bis die weitbräuchige Flasche ihres Inhalts ledig war. Eine frohe Stimmung umfing ihn, und mit voller, übermütiger Stimme stimmte er die Einladung seines Kameraden aus der „Weißen Frau" an:

„Komm, o holde Dame,
Sag', wie ist dein Name!"

Ein dumpfes Gepolter antwortete der kecken Herausforderung. Die Treppe herauf stapfte der schwere Schritt eines Dragoners, der von dem Pikett auf der Ferme eine dienstliche Meldung brachte.

„Leutnant Graf Eberstein läßt melden, daß in dem Gehölz hinter der Ferme sich eine größere Anzahl Blusenmänner sammelt und daß sie fortwährend Zuzug erhalten. Die Leute tragen Laternen und Waffen und scheinen ihren Anführer zu erwarten; sie machen einen Lärm, als ob sie auf dem Voigtsberg wären, sagte der Herr Leutnant!"

„Blocksberg!" verbesserte Werner. „Nun ja, der Hexensabbat scheint bald loszugehen. Paß auf, mein Sohn! Reite unverzüglich zurück und melde Graf Eberstein, er soll auf seinem Posten bleiben, bis die Bande sich in Bewegung setzt, dann aber spornstreichs hier einrücken!"

Jetzt heißt's handeln, dachte Werner, als die Ordonnanz das Zimmer verlassen. Er eilte ins Wachtlokal, instruierte die Mannschaft, gab dem Wachtmeister seine Befehle für die im Dorfe zerstreuten Mannschaften und versäumte nichts zur Sicherheit seiner Truppe.

Als er wieder in sein Zimmer kam, überfiel ihn eine große Müdigkeit. Er warf sich gestiefelt und gespornt auf das Bett, um einige Minuten zu ruhen. Kaum aber hatte er das Haupt auf das weiche Lager gesenkt, so schlossen sich die schweren Lider, und tiefe Atemzüge verkündeten, daß bleierner Schlaf den Offizier umfangen hielt.

Da hatte er einen seltsamen Traum. Es war ihm, als öffnete sich die Wand, und in der Lücke erschien das holde Frauenbild, das seine Sinne im Wachen beherrschte. Sie neigte sich mit lockendem Lächeln zu ihm, in sehnendem Verlangen breitete er die Arme aus — da wird er plötzlich von unsichtbarer Gewalt in die Höhe gehoben, mit schwindelndem Drehen in die Luft gewirbelt und in sausendem Flug durch den Aether getragen. Mit einem Male wird er losgelassen, und nun geht's mit rasender Geschwindigkeit abwärts; er sinkt tiefer und tiefer, bis sein Leib mit furchtbarem Aufprall die Erde erreicht.

Er erwacht. Ringsum tiefe Dunkelheit. Feuchte Moderluft umfängt ihn, ein Frösteln durchläuft seinen Körper, die Glieder schmerzen.

Wo ist er? Vergebens versucht er sich durch Tasten Gewißheit zu verschaffen — die Hände versagen den Dienst. Auch die Füße vermag er nicht zu regen — es ist, als schlösse sich ein eiserner Reif um sie.

Kalter Schweiß bricht aus seinen Poren. Ein unheimliches Angstgefühl, das er nie gekannt, schnürt ihm die Kehle zusammen; er versucht zu schreien — kein Laut entringt sich der gepreßten Brust.

Da endlich weicht der Alp, ein Schrei kommt über seine Lippen. Wie Erlösung dünkt es ihn, als er wieder seine Simme hört.

Aber ist das wirklich seine Stimme, deren heller und klarer Kommandoton seine Leute elektrisiert? Kam dieser hohle, dumpfe Ton aus seinem Munde?

„Und dort — jener rötliche Funken, der hin und her hüpft, in ruheloser Bewegung bald auf, bald nieder flackert — ist es ein Irrlicht, das mich in sumpfigen Grund gelockt? Es kommt näher, wird größer — jetzt steht es stille: Gerechter Gott! Wo hatte ich meine Sinne? Sie — sie ist es!"

Und voll überquellenden Gefühls will er auf die Gestalt zustürzen, die hocherhobenen Hauptes, beleuchtet von dem Schein einer Kerze, sich ihm naht.

Umsonst, die Glieder versagen den Dienst.

„Geben Sie sich keine Mühe, mein Herr", klang es wie Spott aus dem Munde der Französin. „Sie sind mein Gefangener und so gut verwahrt, daß keiner der Ihrigen Ihren Kerker finden wird."

Werner, dessen Augen sich allmählich an das Licht gewöhnt haben, macht jetzt die üble Wahrnehmung, daß er an Händen und Füßen gefesselt in einem Gewölbe liegt, das sich tief unter der Erde befinden muß; denn nirgends gewahrt er eine Luke oder Spalte, die einen Schein von außen spendet.

Mit der Erkenntnis der Hilflosigkeit seiner Lage fährt ein heiliger Zorn in ihn, daß die, der er sie verdankt, sich mit ihrer Tat noch brüstet und die Rücksicht, die er ihr bewiesen, so schlecht lohnt.

„Oh, ich dummer Tropf, der ich mich durch schöne Augen und eine scheinheilige Larve täuschen ließ!" kommt es bitter über seine Lippen. „Jetzt begreife ich! Die französische Gastfreundschaft mischt dem vertrauensseligen Gast ein Tränklein in den Wein, das ihm die Sinne benebelt und ihn zur willenlosen Puppe macht. Man schlägt den verhaßten Feind in Banden und schleppt ihn unter die Erde in ein Verlies wie zur Zeit des Faustrechts. Es soll mich nicht wundern, wenn plötzlich der Folterknecht mit Daumschrauben und spanischem Kragen erscheint!"

„Was wollen Sie? Im Kriege sucht jeder Teil den anderen zu überlisten. Wir mußten Sie unschädlich machen, weil Sie einem Geheimnis auf der Spur waren, dessen Aufdeckung einer mir nahestehenden Person verderblich werden konnte."

„Dacht' ich mir's doch!" fiel Werner ingrimmig ein. „Die Szene, die Sie mir vorspielten, war eine elende Komödie, und hinter dem kranken Maire steckt wohl Ihr Liebster — vielleicht einer der Bandenführer, dem es an Kopf und Kragen ging!"

„Der Hohn steht Ihnen in Ihrer Lage schlecht an, mein Herr. Es bedarf nur eines Winkes, und sofort sind einige von der Bande, wie Sie die tapfere Rächerschar zu nennen belieben, zur Stelle, und es wird ihnen gewiß ein Vergnügen sein, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

„So rufen Sie doch Ihre Henkersknechte, meine Gnädige! Lieber von diesen getötet werden, als Spott und Hohn aus Ihrem gleisnerischen Mund zu hören. Für einen Soldaten gibt es nichts Entwürdigenderes, als wehrlos der Willkür eines ränkevollen Weibes überliefert zu sein."

„Und doch hätte ein gewisser Herr vor kurzem noch gern die Fesseln weiblicher Herrschaft getragen", versetzte die Dame, fein lächelnd. „Wer so übermütig die Geister dieses Hauses herausfordert, der muß auch die Folgen zu tragen wissen."

Und wieder erklang das silberhelle Lachen, aber zart und leise wie Aeolsharfenton.

Werner war es wundersam zumute. Fast erschien es ihm, als ob er der Gegenstand eines Scherzes, einer weiblichen Laune geworden. Was half es, diesem verlockenden Weib gegenüber den Grimmbart zu spielen? Er beschloß, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Wenn du denn alles gehört, holde Dame, so erfülle auch meine Bitte: Sag', wie ist dein Name?"

„Das kann ich aus höheren Rücksichten nicht. Damit Sie indessen wissen, welchem UmstandSie Ihre Gefangenschaft verdanken, will ich Ihnen die Wahrheit über meine Anwesenheit in diesem Hause gestehen."

„Würden Sie nicht zunächst mich meiner Bande entledigen? Ich komme mir in meinem jetzigen Zustand höchst lächerlich vor".

„Nein, nein! Erst die Aufklärung — und dann wird es ganz von Ihnen abhängen, ob Sie diesen unwirtlichen Aufenthalt verlassen dürfen oder nicht. Also hören Sie! Ein Verwandter von mir, Vollblutfranzose und glühender Feind der Deutschen, der infolge eines körperlichen Gebrechens nicht zum Dienst in der Armee taugte, hat, als der Feind in unser Land drang, dem Beispiel anderer Patrioten folgend, die Bauern seines Gutes und der nächsten Umgebung zu einem Freikorps organisiert, das er „Rächer des Vaterlandes" nannte. Durch Hinterhalte und Ueberfälle hat die tapfere Schar Ihren Truppen schon schweren Schaden zugefügt, bis im letzten Gefecht das Korps der Uebermacht erlag, zersprengt und sein Anführer schwer verletzt wurde. Er schleppte sich mühsam in dieses Dorf, dessen Maire ein treuer Diener unseres Hauses war. Er fand bei ihm bereitwillige Aufnahme, ich selbst eilte zu seiner Pflege herbei. Als Ihre Ankunft eine Entdeckung befürchten ließ, wurde der Maire ausquartiert und seinen Platz nahm der Verwundete ein. Das peinliche Verhör, das Sie anstellten, ließ mich das Schlimmste befürchten. Sie schienen dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, was meinem Verwandten das Leben kosten konnte. Da faßte ich den verzweifelten Entschluß, Sie unschädlich zu machen. Das Schlafpulver in dem Wein tat seine Schuldigkeit. Während Sie selig träumten, wurden Sie von einigen handfesten Bauern gefesselt und in diesen tiefen Weinkeller geschleppt. Wenn Sie gefälligst Umschau halten wollen, so werden Sie finden, daß Sie in gar keiner so üblen Gesellschaft sind. Chateau Lafitte, Sauterne, Volnay, eine Reihe der feinsten Blumen duften Ihnen entgegen und Sie bringen es fertig, den Stoiker zu spielen!"

„Grausame! Haben Sie sich am Anblick der hilflosen Lage Ihres Opfers noch nicht genug gesättigt — muß es auch noch die scharfe Lauge Ihres Spottes kosten?"

„Es steht ganz bei Ihnen, dieser Qual ein Ende zu machen. Sie sichern mir das Leben meines Verwandten und ich gebe Sie frei."

„Und wer bürgt Ihnen dafür, daß ich, der Haft entronnen, die Zusicherung halte?"

„Sie selbst, Herr Offizier! Die wenigen Augenblicke, seit ich Sie kenne, haben mir gezeigt, daß ich es, wenn auch mit einem Feinde, doch mit einem Manne von Ehre zu tun habe."

„Dies Wort lohne Ihnen Gott, meine Dame! Es entschädigt für die klägliche Tragödie meiner Gefangenschaft. Die letztere hätten Sie sich überhaupt ersparen können, wenn Sie mir vertraut hätten. Der Deutsche schont den verwundeten Feind, auch wenn er sich diese Schonung als Franktireur verscherzt hat. — Das merken Sie sich, meine Gnädigste, und denken Sie künftig besser vom deutschen Krieger."

„Noch eins! Wenn ich Sie wieder der Oberwelt übergebe, so muß auch Ihre achtstündige Abwesenheit erklärt ..."

„Was sagen Sie da?" fuhr Werner erschreckt zusammen. „Acht Stunden liege ich hier in jämmerlicher Ohnmacht, indessen meine Dragoner mit dem Feinde ringen! Mädchen, unseliges Mädchen, warum sagst du mir das erst jetzt? Weißt du nicht, daß ein Führer, der seinen Truppen in der Stunde der Gefahr nicht zur Seite steht, ein infamer Kerl ist, ein todeswürdiges Verbrechen begeht? Oh, du hast keine Ahnung von den furchtbaren Folgen einer solchen Handlung! Sieh'! In meiner Heimat harren eine Mutter und eine Schwester voll banger Sorge auf jede Nachricht von mir. Wie freuen sie sich, wenn es heißt, er hat sich tapfer geschlagen! Aber du kennst nicht das schreckliche Brandmal, das dem aufgedrückt wird, der seine Kameraden in der Not im Stich läßt. Ja, starre mich nur an mit deinen verderblichen Sternen! Während ich dir den Verwandten vom Tode rette, trifft mich der Fluch der Feigheit. — Aber jetzt halte mich nicht länger zurück! Laß mich hinaus, damit ich wenigstens durch einen ehrlichen Soldatentod wieder gutmache, was meine Vertrauensseligkeit, meine Schwachheit verschuldeten!"

Die Französin hatte bestürzt diesen leidenschaftlichen Ausbruch über sich ergehen lassen. Mit wachsender Teilnahme fühlte sie aus den Worten Werners heraus, daß er nicht nur ein tapferes, sondern auch ein treues Herz in der Brust trage. Die Erinnerung an die Heimat, das Gedenken an Mutter und Schwester waren verwandte Saiten, die in der Seele der jungen Dame widerklangen; hatte sie doch selbst alles für ein Glied ihrer Familie gewagt! Jetzt erschien ihr der Fremde nicht mehr als der Angehörige einer fremden Kriegsmacht, sondern als Mensch, als Leidensgefährte; und so schroff und stolz sie ihm auch anfangs begegnet — jetzt wallte ihr Herz über in innigem Mitgefühl, und warmen Blickes schaute sie auf den gefesselten Feind, für den sich auf einmal etwas in ihrem Innern zu regen begann, das sie mit Bangen und Schrecken erfüllte.

Rasch zerschnitt sie mit einem Dolch, den sie aus ihrem Kleide zog, die Fesseln Werners, der mit jäher Hast sich aufzurichten versuchte. Aber noch wollten die Muskeln nicht gehorchen, nur allmählich kehrte die Bewegungsfähigkeit in die erstorbenen Glieder zurück.

Und wie er sich vergeblich mühte, vom Boden aufzukommen, reichte ihm die Französin die feingegliederte Hand, bei deren Berührung es wie ein feuriger Strom durch seinen Körper ging. Wiederholt mußte der Starke sich an der Schwachen halten, die in liebenswürdiger Weise ihm zur Stütze diente.

„Seien Sie unbesorgt!" klang es als köstliche Botschaft an sein Ohr. „Ihre Truppen haben gesiegt und die unseren verjagt. Doch der Sieg freut die Deutschen nicht, weil sie den Führer vermissen. Es ist die höchste Zeit, daß Sie wieder bei ihnen erscheinen!"

„Ist dies wahr?" rief Werner jubelnd aus. „Ja, es ist wahr! Deine Augen, holde Dame, lügen nicht. Wie soll ich dir danken für solche Botschaft, herrliches Mädchen!" Und begeistert bedeckte er die Hand seiner schönen Kerkermeisterin mit heißen Küssen.

In der regte sich aber der alte Stolz. Rasch entzog sie ihre Hand dem stürmischen Werber und kühlen Tones sagte sie:

„Keinen Dank, mein Herr! Was ich tue, ist eine einfache Gegenleistung, sonst nichts. Zwischen mir und dem Feinde Frankreichs darf keine Gemeinschaft herrschen, auch nicht die leiseste. Haß, ewiger Haß steht zwischen uns!"

Werner, fassungslos ob des plötzlichen Wechsels der Gefühle, starrte das stolze, trotzige Weib an, das mit regungslosem Antlitz vor ihm stand.

Aber was ist das? Sind das die Augen einer unversöhnlichen Feindin, dieser verschleierte Blick, auf dessen Grund es feucht schimmert! Und jetzt, wie die Sonne sieghaft Wolken und Nebel durchbricht, dringt unter den seidenen Wimpern ein Strahl sonnigen Glanzes hervor, der den atemlosen Beobachter mit Wonne durchschauert.

Seiner überströmenden Gefühle nicht mehr Herr, reißt Werner mit dem Rufe: „Blickt der Haß so?" das reizvolle Frauenbild an sich, ihren Mund mit glühenden Küssen bedeckend.

„Süßes, angebetetes Weib! Wer du auch seist — mein bist du mit diesem Kuß für immer!"

Der jähe Ueberfall, die stürmische Werbung, das schrankenlose Ungestüm hatten die Französin mitgerissen. Alles war vergessen, Stolz und Haß. Willenlos hing sie in den Armen des Mannes, den zu verderben noch vor wenigen Stunden ihr heißester Wunsch war.

Es war über sie gekommen — plötzlich, unvermittelt, wie eine geheimnisvolle Macht. Sie war bereit, den Feind ihres Vaterlandes ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen, ihn zu demütigen, ja, zu vernichten — und nun hatten die edle Männlichkeit, der unerschrockene Mut, das hochherzige Benehmen des deutschen Offiziers ihre Sinne mit mächtigem Zauber bestrickt. Umsonst setzte sie dem aufquellenden Gefühl den Stolz ihrer Nation, ihrer Abstammung entgegen, die Liebe spottete des Panzers, sie drang mit unwiderstehlicher Gewalt in das erzumgürtete Herz. —

Der Schein mehrerer Lichter blitzte in das Gewölbe. Im Rahmen der Tür, die in den Keller führte, erschien die schlanke Figur eines jungen Mannes, der gestützt von den Armen einiger Diener sich nur mühsam fortbewegte. Die eingefallenen Wangen, die bleiche Gesichtsfarbe deuteten auf einen Kranken hin, der eben erst sein Leidenslager verlassen.

Eine Flamme tödlicher Wut flutete über das Antlitz des Jünglings, als er die Französin in den Armen des Deutschen erblickte.

Er stürzt trotz seiner Gebrechlichkeit mit der Kraft, die die Entrüstung ihm gab, auf die beiden zu und reißt das Mädchen mit wildem Ungestüm an seine Seite.

„Cécile! Schwester! Ehrvergessene! Welche Schande bereitest du mir! Während ich glaube, du seist auf meine Rettung bedacht, gibst du dich hier mit einem Feinde Frankreichs ab! Und du, elender Feigling, der vor unseren Büchsen flieht, um den Sinn eines schwachen Weibes zu umgarnen, nimm den verdienten Lohn für deine ehrlose Tat!"

Ein Revolver blitzt in der Hand des Rasenden; doch ehe er noch Zeit hat, die Schußwaffe auf Werner zu richten, wirft sich die Französin zwischen beide. Ihren Bruder fest umschlingend, der in einer jähen Anwandlung von Schwäche seinen Leuten in die Arme gesunken ist, fleht sie in warmen Herzenstönen:

„Maurice, geliebter Bruder, hört mich! Töte nicht einen Unschuldigen, der mir eben noch großmütig dein eigenes Leben zugesichert hat!"

„Schweig', entartete Tochter Frankreichs! Um einen solchen Preis will ich nicht gerettet werden! Er aber soll den Ruhm, eine französische Jungfrau betört zu haben, nicht überleben. Hier auf der Stelle soll er sterben! Packt ihn, Leute!"

„Bruder, um aller Heiligen willen, das kann nicht dein Ernst sein!" schrie Cécile im Uebermaß ihres Schreckens. „Den Mann, den ich durch unsere Leute im Schlafe überfallen und hierher schleppen ließ, um eine Bürgschaft für dein Leben zu besitzen — diesen Mann, der dir wehrlos gegenübersteht, willst du kalten Blutes morden?"

„Daran sind wir leider in diesem vielgepriesenen Kulturlande gewöhnt worden!" warf jetzt Werner ein, der die ihn fassenden Franzosen abgeschüttelt hatte, wie der Eber eine Meute kläffender Hunde. „Treulosigkeit, Verrat, feiger Ueberfall, heimtückische Hinterhalte sind die Waffen Ihrer edlen Freischaren. Nur zu, mein Herr, kühlen Sie Ihre Rache an dem waffenlosen Feinde, aber vergessen Sie nicht, daß jeder Blutstropfen, der hier zur Erde fließt, zehn- und hundertfach gerächt wird, daß von dem Dorf Arcène, das ohnehin genug auf dem Kerbholz hat, nichts übrigbleiben wird, als eine Trümmerstätte."

Der Bruder Céciles, der seine körperliche Schwäche überwunden hatte, maß den deutschen Offizier immer noch mit haßerfüllten Blicken. Die letzten Worte hatten ihn aber doch stutzig gemacht. Er wußte, daß es keine eitle Drohung, keine leere Prahlerei war, was er eben zu hören bekam. Die Verantwortung, die er mit dem Tode des deutschen Truppenführers auf sich nahm, begann ihm mit ihren furchtbaren Folgen allmählich zum Bewußtsein zu kommen. Doch, was tun? Den Mann, der seine Familienehre beschimpft, ohne weiteres freizugeben, gestatteten ihm sein hochgradiger Stolz und das scharf ausgeprägte Standesgefühl nicht.

Werner schien den Kampf zu ahnen, der in der Brust des Franzosen brannte; er hielt es für angezeigt, entscheidend einzugreifen.

„Mein Herr! Sie fühlen sich als Bruder berufen, die verletzte Ehre Ihres Hauses an mir zu rächen, obwohl auf Ihrer Schwester nicht der geringste Makel ruht!"

„Wie, Sie nennen das keinen Makel, wenn eine Angehörige eines der edelsten Geschlechter Frankreichs sich dem Häuptling einer wilden Soldateska, die unser Land sengend und brennend durchzieht, in die Arme wirft; einem elenden Söldling, dessen ganze Habe in der Uniform besteht, die er auf dem Leib trägt!"

„Und auf die er stolzer ist als ein französischer Edelmann auf seinen Stammbaum!" warf Werner hocherhobenen Hauptes ein. „Ja, mein Herr Vicomte oder Marquis, bei uns zulande gilt es für die höchste Ehre, des Königs Rock zu tragen!"

„Wenn auch! Wir Franzosen werden in euch nur die rohen Elemente eines Militärstaates, die sklavischen Trabanten eines Eroberers sehen, die wir als Eindringlinge hassen und die wir nicht als ebenbürtig gelten lassen."

„Es wäre vergebliche Mühe, Sie von Ihrem törichten Wahne zu bekehren. Das aber werden Sie einsehen, daß es zwischen uns klar werden muß. Vor allem bin ich Ihnen Aufklärung über meine Person schuldig. Ich bin der preußische Oberleutnant Rudolf Werner, Chef der Dragoner-Eskadron, die heute hier eingerückt ist, und bin bereit, wenn der Feldzug zu Ende ist und ich noch Herr meiner Glieder bin, Ihnen Genugtuung in jeder gewünschten Form zu geben. Im übrigen bedarf das Vorgefallene noch einer Erläuterung, die ich geben will, sobald wir ohne Zeugen sind."

Eine Gebärde des jungen Franzosen hieß die Leute gehen. Nur einer, ein Kerl mit frechem, tückischem Blick, zögerte, wobei er seinem Herrn einige Worte zuflüsterte. Der schüttelte indessen den Kopf. „Geh' nur, sei unbesorgt! Ich bin auf meiner Hut!"

Der unheimliche Bursche schien sich nur widerwillig zu entfernen; Werner konnte den Verdacht nicht loswerden, daß er den Lauscher spiele.

„Nun, mein Herr! Sie sehen mich gespannt auf Ihre Erklärung!" versetzte der Franzose, indem er sich an ein Faß lehnte und den Revolver spielend bewegte.

„Ich kam," sprach Werner, „in dieses Haus und war geblendet von der Anmut und Schönheit seiner Bewohnerin, obwohl sie mich kühl und abweisend empfing. Das Geheimnisvolle ihrer Erscheinung in einem Bauernhause wob um sie einen eigenartigen Zauber, der mich nicht mehr losließ; und je länger ich ihre Nähe genoß, desto mächtiger fühlte ich mich zu ihr hingezogen. Jäh und gewaltig erfaßte mich die Liebe und ein Strahl ihrer göttlichen Kraft muß auch in ihr aufgegangen sein, denn unsere Seelen fanden sich trotz der großen Kluft, die uns trennt. Während Ihre Schwester durch List und Tatkraft das Aeußerste zur Rettung des Bruders wagte, verlor sie ihr Herz an den Gefangenen, dem sein Kerker dadurch zum Paradiese wurde. Während Sie im Schlafe lagen, hat Schwesterliebe über Ihnen gewacht; die entschlossene Jungfrau machte mich wehrlos, um mich zu zwingen, das gefährdete Leben des Bruders zu sichern. Wenn ich im Ueberschwang des Gefühls, bestrickt von dem Liebreiz und dem Opfersinn der jungen Dame, zu stürmisch in meiner Werbung war und sie gleichsam überrumpelte, so halten Sie das einem Soldaten zugute, der gewohnt ist, Widerstrebendes im Sturm zu nehmen. Daß Ihre Schwester sich nicht das geringste vergeben hat, daß nicht der geringste Flecken auf ihrer weiblichen Ehre haftet, glaube ich nicht, Ihnen erst verbürgen zu müssen."

Der edle Anstand, die freie, offenmütige Sprache Werners verfehlten ihre Wirkung auf den Franzosen nicht, der sich vergebens dem Einfluß des bezwingenden Wesens seines Gegners zu entziehen versuchte. Als er jetzt das Wort ergriff, geschah es in einer ganz anderen Tonart, als zuvor, in Haltung und Bewegung lag ein gewisser Respekt vor dem deutschen Offizier.

„Das ist alles gut und schön, was Sie anführen, allein dadurch wird der Verstoß, den meine Schwester gegen Herkommen und Anstand beging, nicht gut gemacht. — Cécile, unglückseliges Mädchen, hast du vergessen, was eine Komtesse von Neuville ihrem Stand schuldig ist?"

„Mein Bruder! Ich weiß selbst nicht, wie mir geschah. Als ich den Fremden erblickte, war ihm mein Herz gleich zugetan. Er war so ganz anders als die Männer, mit denen ich bisher in Berührung gekommen bin. Die Entschiedenheit, die Art seines Auftretens, seine ideale, hochsinnige Denkweise erfüllten mich mit Bewunderung. So sehr sich alles in mir aufbäumte gegen dieses Gefühl — es wuchs so jäh und mächtig, daß ich die Herrschaft über mich verlor und fast unbewußt mein Herz ihm zu eigen gab."

„Nein, Cécile! Ich kann es nicht fassen, daß du, eine der stolzesten Damen des französischen Adels, in wenigen Stunden dein Herz an einen Feind des Vaterlandes verlieren konntest! Es ist ein Rausch, ein Sinnestaumel, weiter nichts. Deine von der Pflege angegriffenen Nerven sind krankhaft überreizt, du bist nicht Herrin deiner selbst."

„Nichts von alledem, Maurice! Ich war nie so Herrin meiner Sinne, wie in diesem Augenblick, und weiß, daß ich diesen Mann lieben werde mein Leben lang!"

(Fortsetzung folgt.)